

Texte junger Musiker*innen
in der Coronapandemie

Freischaffende Musikerin gegen Corona

Seit ich 6 Jahre alt bin, spiele ich Geige. Jetzt bin ich 26. Schon einige Jahre konnte ich als Freischaffende im Klassik-Betrieb gut leben. Bis die Pandemie einschlug. Die Gedanken, die ich jetzt nicht mehr unterdrücken kann: „Vielleicht wäre ein sicherer Beruf besser“ oder „Wie soll ich so eine Familie gründen?“ ...das Zweifeln schmerzt, denn Musikerin zu sein ist etwas, was aus meinem tiefen Innern kommt und etwas, was ich nicht verlieren will. Ich habe Angst, dass immer mehr freischaffende Musiker*innen durch die Pandemie und die Perspektivlosigkeit dieser Zeit aufhören. Dass das schon im vollen Gange ist, kriege ich in meinem direkten Umfeld mit. Dem Zweifel, der Angst und der Enttäuschung möchte ich Ausdruck verleihen. Denn neuerdings habe ich manchmal das Gefühl, dass mein Dasein als Musikerin mir durch die Finger rinnt.

Es fällt mir nicht leicht, über mich als Musikerin in Coronazeiten zu schreiben. Wenn ich wütend bin, kommt bei mir zum Beispiel ganz schnell so etwas wie „Wir sollten VOR der Autoindustrie kommen!“. Dann merke ich, dass es nicht richtig sein kann, andere Berufsgruppen einzuordnen. (Auch wenn ich nach wie vor finde, dass Musik wichtiger ist und mehr kann, als ein Auto. Aber es geht eben nicht um das Erstellen von Ranglisten, das bringt uns nicht weiter.)

Oder ich denke „Ach, ist jetzt auch egal, dann mach ich eben eine Ausbildung im Finanzamt oder sowas.“ Mein innerer emotionaler Zeiger dreht ab und zu durch.

Um nicht allein dazustehen, habe ich Musikerfreund*innen nach Texten zu ihren pandemiebedingten Situationen gefragt. Immer wenn ein neuer Text reinkam, war ich sehr berührt und manchmal traurig, fühlte mich aber auch bestärkt und war mir sicher: Das muss raus, das müssen wir sagen!

Mir wurde außerdem klar, dass fast alle Probleme damit haben, über sich zu schreiben in dieser Zeit. Die Idee, Texte zu sammeln fanden zwar viele super, aber trotzdem kamen häufig Fragen wie: Passe ich da jetzt wirklich rein? Sollte ich das wirklich sagen? Oder Sätze wie „Ich komme einfach nicht auf den Punkt.“ Das Thema ist so nah und wichtig für uns alle, dass es schwierig ist, Abstand zu nehmen und etwas zu Papier zu bringen. Vielleicht sind wir es auch nicht gewöhnt, uns auf diese Art und Weise zu artikulieren und für uns einzustehen, weil wir immer dachten, dass Kultur in Deutschland so geschätzt wird. Jetzt fühlen viele von uns sich vergessen.

Es ist eine Chance zu lernen, LAUT ZU SEIN, zusammenzustehen und sich füreinander stark zu machen.

Jung und selbständig in der Krise – ein Leben in der Diskrepanz

Ende Januar des vergangenen Jahres spielte ich mein Abschlusskonzert. Es war ein toller Abend. Ich hatte das Gefühl, noch auf der Bühne etwas dazugelernt zu haben, war beflügelt von meinem Können und der Unterstützung um mich herum und fühlte mich bereit beruflich durchzustarten. Ich war 27, gut ausgebildete Geigerin, hatte bereits ein halbes Jahr in einem guten Orchester gearbeitet und ein gutes Gefühl für mein Leben. Dann kam die Krise. Was als Pause zur Reflexion, Wissensvertiefung, Zeit zur Ausformulierung von Bewerbungstexten anfangen würde zu einem Auf und Ab der psychischen Stabilität, der Einschätzung des eigenen Berufsbildes und des Selbstwerts. Wo ist mein Platz in der Gesellschaft? Braucht mich diese Gesellschaft überhaupt?

Diesen Text zu schreiben kostet Überwindung. Überwindung, weil ich mich gerade, Stand März 2021, psychisch stabil fühle und diese fragile Stabilität einer schlechten Seiltänzerin, die bloß nicht nach unten schauen sollte, nicht gefährden will. Stattdessen schaue ich nach vorn, übe mich im Tunnelblick und suche nach Strohhalmen, wo es nur geht. Einher mit meiner Gefasstheit kommt und geht dieser Aktionismus deutlich häufiger als Gäste in unserer Wohnung. Das Gefühl, jegliche Planung alsbald wieder über den Haufen geworfen zu sehen, hemmt. Meine Kreativität, mein Elan, meine Lebensfreude liegen am Boden. In Momenten, in denen sie kurz aufstehen, blitzt mein „altes Selbst“ durch – ich bin jedes Mal wieder überrascht und brauche eine Weile, um mich wiederzuerkennen.

Im Tunnelblick nach vorn schauen, oder den Blick auf die Realität weiten und laut werden für die Kultur. Ich schwanke zwischen dem Einzelkämpferdasein, in dem jeder Strohhalm meiner Psyche guttut und dem Nachdenken über die Situation der Kultur als Ganzes, bei dem es schwer fällt nicht komplett zu resignieren. Letzteres sagt mir: nichts ist derzeit planbar, deine Branche hat keinen guten Stand in der Gesellschaft. Alles, was Du unternimmst fährt gegen die Wand. Du musst noch abwarten, bis Du wieder an der Reihe bist.

Ein Meer voller Diskrepanzen birgt auch die Coronabürokratie und das Raster, durch das ja bekanntlich derzeit viele Menschen fallen. Als Zusatzqualifikation und aus großem Interesse habe ich berufsbegleitend im letzten April einen zweiten Master zur Instrumentalpädagogin begonnen. Je nach Anlaufstelle bin ich nun mal Studentin, mal hauptberuflich selbstständige Geigerin. Allerdings war ich noch nie hauptberuflich als selbstständige Geigerin tätig. Meine Vorjahreseinnahmen aus 2019 waren zwar hoch, allerdings aus einem Angestelltenverhältnis. Als hauptberuflich Selbstständige war ich für den erleichterten Grundsicherungseinstieg berechtigt. Konzentriere ich mich aber mangels Beschäftigungsmöglichkeit zu viel auf mein Studium, verliere ich diese Berechtigung offiziell wieder. Verwirrt? Ich auch.

Bei einem verpflichtenden Beratungsgespräch kurz vor Ende meines Leistungsbezugs im Dezember letzten Jahres wurde ich gefragt, ob ich mich denn schon umorientiert hätte.

Seit nunmehr 20 Jahren nimmt das Üben für mich mehrere Stunden täglich in Anspruch. Seit meinem 7. Lebensjahr ist die Geige Teil meines Lebens.

Groß sind die Hürden, die Ungereimtheiten meiner widersprüchlichen Aussagen, die aber doch alle wahr sind. Ich habe einen kleinen Nebenjob und Ersparnisse. Außerdem Abschlüsse, Qualifikationen und Qualitäten, auf die ich verdammt stolz bin. Ich möchte keine Almosen. Ich möchte mir selbst meinen Lebensunterhalt verdienen. Punkt.

Zuletzt: wo stehe ich eigentlich im Leben? Auch hier gibt es eine große Diskrepanz zwischen meiner Selbsteinschätzung und der Realität. Ich bin 28, bereit im Beruf voll durchzustarten, gut ausgebildet. Auch der Kinderwunsch rückt in greifbare Nähe. Allerdings möchte ich kein Kind in diese finanzielle Unsicherheit setzen. Auch würde ein Berufseinstieg als junge Mutter sehr schwer werden. Also heißt es erst einmal abzuwarten, Fuß zu fassen. Die Karriere verzögert sich. Und die Familienplanung gleich mit.

Nora, 28, Geigerin

3

Wabern in Unwägbarkeit

Ich will mich ja nicht aufregen. Das Schimpfen und Zetern über die Politiker*innen gefällt mir nicht, tauschen möchte ich jedenfalls mit keinem von ihnen. Über die Corona-Maßnahmen entscheiden, überhaupt tagtäglich mit der Pandemie befasst sein und am Ende sowieso nur alles falsch machen, nein danke. Auch jammern will ich nicht, in meinem engeren Umfeld haben mittlerweile alle ihr Corona-Päckchen zu tragen. Der Gymnasiallehrer im Homeschooling, die Risikopatientin ohne Impftermin und die Schwangere mit vorzeitigen Wehen ohne Ehemann im Krankenhaus. Wenn ich jedoch meine Situation zusammenfasse - 28 Jahre, alleinstehend, im letzten Studiensemester, zeitweise als freischaffende Orchestermusikerin tätig, jedoch seit einem Jahr so gut wie ohne Beschäftigung und berufliche Perspektive – finde ich, dass es mich schon auch blöd erwischt hat.

Außerdem geht es ja nicht um die Frage, wen es blöder erwischt hat und wer bzw. was wichtiger ist, sondern darum, was überhaupt wichtig ist. Und Kultur ist wichtig.

Ich habe oft den Eindruck, dass eine offen blühende Kulturlandschaft einen stabilen Staat voraussetzt. Im Gegenzug stabilisiert Kultur den Staat, sie trägt zur Bildung bei und bietet Raum für die Auseinandersetzung mit konfliktreichen Themen, die an anderen Stellen zu wenig behandelt werden. Sie beschäftigt zahlreiche Berufs- und noch viel zahlreichere Hobbykünstler*innen. Und sie berührt. Für mich persönlich ist es besonders die Musik, die mir dieser Tage Trost spenden oder meine Laune heben kann.

Während meiner Studienzeit habe ich mich oft gefragt, ob es nicht fahrlässig ist, auf einen Job als Orchestermusikerin zu setzen. Die festen Stellen sind rar und als Freischaffende Fuß fassen zu wollen, ist ein gewagtes Unterfangen. Heute jedoch kann ich selbstbewusst sagen, nein, es war nicht fahrlässig. Ich habe mich auf ein gutes Niveau gearbeitet, viele Kontakte geknüpft und war vor der Pandemie häufig bei verschiedenen Orchestern als Aushilfe zu Gast. Diese Tätigkeit könnte ich theoretisch nach dem Sommer, wenn meine Studienverpflichtungen wegfallen, noch ausbauen und damit meinen Lebensunterhalt finanzieren. Vielleicht zusätzlich ein wenig Privatunterricht geben oder zur Absicherung ein Fernstudium aufnehmen, aber an sich könnte es funktionieren. So habe ich es in Deutschland jedenfalls kennengelernt. Im Moment jedoch habe ich das Vertrauen in diesen Plan verloren. Klar, wer weiß, vielleicht haben im Herbst die Konzerthäuser wieder geöffnet, es werden große Sinfonien gespielt und zusätzliche Schlagzeuger*innen wie ich benötigt. Oder aber es kommt zu weiteren Schließungen, Stellen werden gestrichen, Sponsorengelder gekürzt und infolgedessen weniger Aushilfen angefragt. Wie steht es jetzt mit der Fahrlässigkeit?

“Du musst halt herausfinden, was du willst”, höre ich manchmal. Ja, stimmt schon. Aber was ist dieser Wille? Ein Wunsch, ein Ziel? Wie frei ist er und muss er realisierbar sein? Es ist mein Wunsch, dauerhaft in einem Orchester angestellt zu sein, aber kann es mein festes Ziel sein, wenn ich weiß, wie wenigen Schlagzeuger*innen dies gelingt? Wenn ein Probespiel, also das Vorspiel um eine solche Stelle, ansteht, habe ich natürlich ein Ziel, ich möchte es gewinnen. Wie viele solcher Probespiele ich in den letzten 12 Monaten bestreiten durfte? Eins.

Ich habe das Gefühl, meinen Zielen werden in diesen Zeiten neue Grenzen gesetzt und ich zweifle an meiner Willensstärke, diese zu überschreiten.

Die Sorge um meine berufliche Zukunft beschäftigt mich ständig: beim Kochen, beim Üben, auf dem Fahrrad. Mein morgendlicher Weg zur Hochschule führt mich um die Hamburger Außenalster, an der seit kurzem an Wochenenden und Feiertagen Maskenpflicht herrscht, allerdings nur von 10-18 Uhr. Als ich am Sonntagmorgen um 9 unterwegs bin, tummeln sich infolgedessen neben mir so viele Jogger wie seit Wochen nicht. Und dann rege ich mich doch auf. Über diesen sinnlosen Aktionismus, dieses halbherzige Handeln. Es ist wie eine verschleppte Krankheit, die man mit Medikamenten in Schach hält, um irgendwie durch den Tag zu kommen. Um sie effektiv zu bekämpfen, müsste man sich aber einige Tage ruhig ins Bett legen oder zumindest genau überlegen, welche Medikamente angemessen wären. Eine Maskenpflicht dort, wo viele Menschen unterwegs sind, ist sehr sinnvoll, aber dann bitte ohne Ausweichtermine. Sonst kommt man nicht vom Fleck.

Auch die rigorose Schließung von Kultureinrichtungen erschien mir oft als zu dankbare, weil einfache Lösung. Als im Herbst für kurze Zeit wieder eine begrenzte Zahl Zuhörer in die Konzertsäle durfte, wurden vorbildliche Hygienekonzepte erarbeitet. Wohl auch dank eines disziplinierten Publikums ist mir aus dieser Zeit kein Fall eines Superspreader-Events der Klassikszene bekannt. Auch jetzt höre ich häufiger von Spiel- oder Wettkampfabgaben im Sport als von ausgefallenen Konzerten. Und ja, auch in den Orchestern wird getestet. Dies können allerdings in der Regel nur die großen Häuser finanzieren. Viele kleinere, von denen sowieso schon einige auf wackligen Füßen stehen, haben nach wie vor keine Möglichkeit, ihren Spielbetrieb aufrecht zu erhalten.

Ach, hätten wir Musiker doch auch einen Karl-Heinz Rummenigge. Er könnte für uns ein gutes Wort bei den Mächtigen einlegen und daran erinnern, dass Orchester und Ensembles wichtig für ganz Deutschland sind, wegen der Repräsentation im Ausland und der Steuereinnahmen aus dem Milliardenumsatz.

Ich merke, so langsam verlasse ich mein sicheres Terrain. Für fundiertere Argumente müsste ich Recherche betreiben und eine intensive Auseinandersetzung mit den Auswirkungen der Pandemie ertrage ich momentan schlecht. Deswegen zurück in meinen kleinen Kosmos und zu der Frage, was ich eigentlich will. Ist es wirklich mein größter Wunsch, Orchestermusikerin zu sein? Ständig muss man sich fit halten und manchmal belastet es mich, auf der Bühne den äußeren und besonders meinen inneren perfektionistischen Ansprüchen genügen zu müssen. Wäre es außerdem nicht schön, einen Beruf auszuüben, der etwas mehr Sicherheit gewährt und wirklich so richtig richtig sinnvoll ist? Bei dem ich zudem die Wahl hätte, näher an meiner Heimat und meiner Familie zu leben? Es gibt ja durchaus andere Dinge, dich mich interessieren. Mit Kindern arbeiten kann schön sein, ich bin schließlich auch pädagogisch ausgebildet. Quereinstieg Grundschullehramt, das wäre doch etwas. Ja, das könnte doch tatsächlich gut passen.

Dann höre ich mir eine Mahler-Sinfonie an und fühle mich in die Gewissheit ein, nie wieder mit meinem Lieblingsorchester auf der Bühne stehen zu dürfen. Ach verdammt.

Sarah, 28, Schlagzeugerin

Momentaufnahme – Musikerin

Ich fühle mich nutzlos.
Ich fühle mich allein gelassen.
Ich fühle mich unwichtig.
Ich fühle mich vernachlässigt.
Ich fühle mich ohnmächtig.
Ich fühle mich rastlos.
Ich fühle mich verträstet.
Ich fühle mich missachtet.
Ich fühle mich ängstlich.
Ich fühle mich still.
Ich fühle mich schwach.
Ich fühle mich ausgegrenzt.
Ich fühle mich passiv.
Ich fühle mich gestresst.
Ich fühle mich ziellos.
Ich fühle mich sorgenvoll.
Ich fühle mich frustriert.
Ich fühle mich antriebslos.
Ich fühle mich ausgelaugt.
Ich fühle mich sinnlos.
Ich frage mich: ist das mein Leben?
Ich frage mich: bin ich systemrelevant?

Ich weiß:
Ich könnte Trost spenden.
Ich könnte Hoffnung schenken.
Ich könnte entspannen.
Ich könnte da sein.
Ich könnte Emotionen freisetzen.
Ich könnte Frust abbauen.
Ich könnte Erinnerungen schaffen.
Ich könnte zum Träumen einladen.
Ich könnte einen Ausgleich darstellen.
Ich könnte inspirieren.
Ich könnte schöpferisch werden.
Ich könnte Kraft geben.
Ich könnte Schmerz lindern.
Ich könnte böse Gedanken vertreiben.
Ich könnte eine Insel schaffen.
Ich könnte Stress verringern.
Ich könnte Zusammenhalt stärken.
Ich könnte sprechen.
Ich könnte stärken.
Ich könnte Anteil nehmen
Ich könnte helfen.
Ich bin nicht systemrelevant.
Ich bin lebensrelevant.

Wenn der Weg vorbei führt

März 2021. Die letzte Prüfung ist bestanden und nun hält er nach langen Jahren der Arbeit sein Abschlusszeugnis in den Händen. Ein künstlerisches Studium an seinem Hauptinstrument, das durch unzählbare Stunden des Übens seinen Fortschritt nahm und ihn durch Akademien, Praktika und Zeitverträge bereits in diverse Profiorchester Deutschlands führte. Seine Arbeit, sein Auftreten und Musizieren weckte zuletzt den Entschluss, sich nach Erlangen des Abschlusses auf die freischaffende, selbstständige Szene zu konzentrieren, in der er bereits tief verankert war. Eine Welt, in der man ständig auf neue Gesichter trifft, gemeinsam aktiv Kunst schafft und in der den Projekten und Ideen keine Grenzen gesetzt werden. Eigentlich.

Ich treffe ihn zufällig an einem Nachmittag bei einem Spaziergang am Kanal. Spazierengehen – eine Tätigkeit an der ich mich zwar erfreue, für die ich momentan allerdings so viel mehr Zeit habe, als mir lieb ist.

Wie es denn so gehe? Irgendwie, aber nicht so richtig gut. Die Miete ist hoch, an einen Proberaum ist gar nicht zu denken, der Geldbeutel leer. Eine Ausbildung zum Tischler werde er nun beginnen, nicht zuletzt aus Interesse an diesem Beruf, vor allen Dingen aber, weil die Umstände nicht so bleiben können. Ich stocke. Nicht weil ich den Beruf des Tischlers nicht zu schätzen weiß, sondern weil mir in diesem Moment klar wird, auf welches Talent, welchen Antrieb und welche Perfektion die Kulturszene in Zukunft verzichten wird. Kein Einzelfall bleibt diese Entscheidung aus der Perspektivlosigkeit. Ein Wendepunkt, an dem die Kreativität und das Durchhaltevermögen versiegen und wir nicht nur daran gehindert werden unseren Beruf auszuüben, sondern unserer Berufung nachzugehen.

Und nun? – spaziere ich weiter und lasse die Gedanken um das Zukünftige kreisen. Die Tischlerei wird mir nicht liegen – außerdem erscheint sie mir nicht systemrelevant genug. Ohne Tisch könnte ich schließlich leben. Einfacher als ohne Musik.

Hannah, 23, Flötistin

Üben Sie weiter, hier gibt es nix zu spielen!

Meine Eltern sind beide Orchestermusiker:innen. Als Kind habe ich das als einen völlig normalen, wichtigen und wertgeschätzten Beruf wahrgenommen, von dem eine Familie sehr gut leben kann. Heute bin ich 23 Jahre alt, bezeichne mich selbst als Musikerin und frage mich zunehmend, was meine Perspektive ist.

Schon vor der Pandemie hörte man regelmäßig von geschlossenen Theatern, eingesparten Orchestern und 300 Bewerber:innen auf eine Stelle. Trotzdem habe ich nie so deutlich vor Augen geführt bekommen, wie wenig Wertschätzung Kultur in Gesellschaft und Politik erfährt wie im vergangenen Jahr. Nach 14 Jahren des täglichen Übens fiel es mir in den letzten Monaten immer schwerer, stundenlang Töne auszuhalten, um den Ansatz für etwaige Konzerte in ungewisser Zukunft zu bewahren. Einige Kommiliton:innen machen jetzt „etwas Richtiges“, die anderen suchen psychologische Hilfe.

Musik ist nicht nur für uns wichtig, sondern für so viele Menschen – und zwar gerade jetzt! Nach jedem der wenigen letzten Konzerte erreichten mich und andere Künstler:innen Nachrichten der unendlichen Dankbarkeit und Freude. Menschen, denen eine halbe Stunde Musik Energie für einen Monat gegeben hat.

Kunst und Kultur stattfinden zu lassen – ob im Stream oder mit einem durchgetesteten Publikum – ist möglich. Es ist nicht nur möglich, sondern es ist auch unheimlich wichtig, um allen Menschen, die von und für Kunst leben, zu zeigen: Du bist relevant! Du bist nicht allein! In diesem Moment, in dieser Melodie sind wir gemeinsam! Gebt uns den Raum künstlerischen Austausch stattfinden zu lassen. Es mag nicht zum romantisierten Bild unseres Berufs passen, aber was wir tun ist auch und gerade in den letzten Monaten harte Arbeit – und kostet Geld! Es ist (offensichtlich) notwendig, das Leben Kunstschaffender in der Gesellschaft transparenter zu machen, sowie ein Verständnis dafür zu schaffen, dass wir nicht einfach aufgeben und uns einen anderen Job suchen. Weil Kunst eben nicht nur ein Job ist, sondern einen viel tieferen Sinn hat. Weil wir es einfach tun müssen.

Aber wir brauchen Menschen mit Mut und Verstand, die dafür eine Grundlage schaffen.

Emilia, 23, Trompeterin

Kunst rettet Seele.
Kunst heilt.
Kunst vereint.
Kunst tröstet.
Kunst schenkt Geborgenheit.

Kunst lässt uns spüren, wer wir im Innersten sind.
Kunst bringt unsere Essenz zum Ausdruck, die Essenz des Menschseins.

Das sind keine neuen Erkenntnisse und doch scheint es, als wären die Bedeutung und der Wert von Kunst noch lange nicht in unserer Gesellschaft angekommen.

In der Pandemie wird dieser Zustand sichtbarer denn je.

„Wir sind die rauschende Seele. Wir sind der Herzschlag der Nation“ sagt Herbert Grönemeyer in seiner Rede am 9. September 2020 bei der Demo #alarmstufesrot.

In der Stille der Pandemie wird unser Herzschlag immer leiser, immer schwächer.

„Ich fühle mich auf dem Abstellgleis. Ich werde im Stich gelassen“. Diesen Satz habe ich seit Corona sehr häufig von Musiker*innen gehört. Manche davon wissen zurzeit nicht mal von welchem Geld sie ihren Hund füttern sollen.

Während für andere Berufe und Branchen konkrete Konzepte überlegt und umgesetzt werden, werden wir mit Streamings und Social Media vertröstet.

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Wo kein Wille ist, da sind nur Ausreden und Ignoranz. Eine Ignoranz, die weh tut und wütend macht. Als Musiker*in musst du deinen Wert stets unter Beweis stellen, die eigene Existenz immer wieder aufs Neue rechtfertigen. Oder haben Sie schon mal gehört, dass eine Anwältin oder ein Anwalt gefragt wurden, ob sie ihren Beruf nur als Hobby oder auch professionell ausüben?

“Language and music define us as human.” Mit diesen Worten beginnt der Neurowissenschaftler Aniruddh D. Patel sein bahnbrechendes Werk „Music, Language and The Brain“. Darin schildert er auf beeindruckende Weise wie sehr Musik Teil unserer menschlichen DNA ist.

In „Big Magic“ klärt Elisabeth Gilbert uns darüber auf, dass das älteste Zeugnis menschlicher Kunst über 40.000 Jahre alt ist, während die ältesten Spuren menschlichen Ackerbaus erst 10.000 Jahre zurückreichen.

Spätestens seit Aristoteles wissen wir, welche heilende Wirkung Musik und Theater auf die menschliche Psyche haben.

Doch das alles scheint nicht ausreichend zu sein. Stattdessen behandeln wir die Kunst weiterhin wie einen Diamantenring in einem Kaugummiautomaten.

Es heißt: Du bekommst den Wert, den du dir selbst gibst.

Hier bin ich also und fordere, dass einem der höchsten menschlichen Güter nicht länger der Wert vorenthalten wird, der ihm gebührt. Dazu gehört, dass wir uns jetzt – mehr denn je – um unsere Künstler*innen kümmern. Dazu gehören konkrete Lösungen. Dazu gehört, dass Kunst nicht unentbehrlicher ist als ein Lebensmittelgeschäft.

Kunst ist ein Lebens-mittel und unsere Seelennahrung ist gerade dabei, zu verderben.

Katia, 32, Sängerin und Songwriterin

8

Verdrängen

Ich habe mich gefragt, wann ich diesen Text schreiben soll. Und worüber ich ihn schreiben soll. Obwohl ich es wichtig finde darüber zu schreiben, habe ich ihn lange vor mir hergeschoben. Warum ist das so?

Zuerst einmal ist es nicht leicht, momentan freischaffende/r Musiker/in zu sein: Keine Konzerte, keine Proben, keine Shows, Unterrichten über Zoom oder Skype oder gar nicht. Keine Möglichkeit, Geld zu verdienen. Hilfen, die nicht greifen, weil sie teilweise so konzipiert sind, dass man selbst und die meisten der Kollegen/innen durchs Raster fallen. Keine Aussicht auf Besserung.

In dieser Situation morgens aufzustehen und sich irgendwie zum Üben, Proben, Aufnehmen, Arrangieren, Komponieren – kurzum zum Arbeiten zu bewegen, ist alles andere als selbstverständlich. Ich weiß auch nicht, wie ich es gerade schaffe, mich trotz allem zu motivieren und mir nicht durch die pandemische Lage die Freude an der Musik nehmen zu lassen. Ich bin mir nicht sicher, wie ich das hinkriege, aber wenn ich ehrlich bin glaube ich, dass ich Vieles einfach nur ausblende und verdränge.

Aus Selbstschutz versuche ich, nichts an mich heranzulassen, was mich so runterzieht, wie es im November beim (nicht ausreichenden) „Lockdown-Light“ der Fall war. Die Motivation, die ich nach Wochen mal wieder verspüre, wenn ich das Gefühl habe, tatsächlich voranzukommen mit dem Instrument, dem Programm oder einfach nur einer Idee, könnte sich wieder komplett in Luft auflösen. Positiv bleiben und alles andere ignorieren!

Das mag der Grund sein, warum ich so einen Text lieber nach wichtigen Terminen schreibe oder aus einer schlechten Laune heraus. Während ich diese Zeilen schreibe ist weder das eine noch das andere der Fall.

Anstatt über die großen Zukunftssorgen zu schreiben, die man als Musiker/in im Moment hat, oder über die Wut, die sich aufbaut, wenn man von voll besetzten Ferienfliegern aber fast leeren Theatern und Konzerthäusern liest, möchte ich eigentlich nur zeigen, dass ich im Moment nicht darüber schreiben kann. Weil es einen fertig macht und jeden Impuls und all die Kraft nimmt, wenn man die Situation in der wir uns befinden genau betrachtet. Am 1. März 2020 habe ich meine letzte Vorstellung in voller Orchestergröße vor vollem Haus gespielt. Die Bilanz seitdem liest sich bescheiden. Ein (Kammermusik-)Konzert mit Publikum (ausverkauft vor 200 Besuchern statt 2000, die den Saal sonst füllen), zwei Aufnahmen, einmal für das Radio einmal für einen Stream. Drei Probespiele fanden statt, eins davon lief recht erfolgreich, das andere nicht und für das dritte hatte ich keine Einladung. Alle anderen wurden abgesagt. Von März bis Ende Juni habe ich kein Orchester live gehört, weder im Publikum noch als Mitwirkender, so lange wie noch nie zuvor, seitdem ich klassische Musik mache. Bei anderen befreundeten Freischaffenden ist das Resultat ähnlich.

Normalerweise würde ich jetzt ein Probespiel nach dem anderen machen können, jede Woche Konzerte, Vorstellungen, Shows oder Proben spielen und den Rest mit Unterrichten verbringen, sodass nicht mal mehr genug Zeit zum Üben bliebe. Ohne Pandemie könnte ich gut davon leben, habe ich auch vorher schon. Stattdessen bleibt, wie auch die letzten zwölf Monate, nur das Üben und die fehlenden Perspektiven und Einnahmen.

Wie geht es mir damit?

Ich bin ein optimistischer Mensch. Wenn ich so in mich hineinhöre oder in Gesprächen mit Freunden, Familie und anderen Musiker/innen bin, versuche ich immer positiv zu bleiben und zu hoffen, dass sich die Gegebenheiten bessern. Es geht mir in Anbetracht der Situation erstaunlich gut, was bedeutet, dass ich gut im Verdrängen bin. Ich denke nicht, dass es gesund ist, zu verdrängen. Andererseits könnte ich mich ansonsten nicht wirklich auf das Spielen, Üben und Arbeiten konzentrieren. Und das ist in dieser Zeit das Einzige, was ich wirklich in der Hand habe. Zu spielen und zu arbeiten, trotz Corona. Deshalb fahre ich heute Nachmittag auch wieder in meinen Probenraum und übe weiter.

Kolja, 29, Schlagzeuger

Seit mehr als zehn Jahren beschäftigt mich schon der Gedanke, in meinem Berufsleben ein Orchestermusiker zu sein. Die Stunden, Mühen, Enttäuschungen, die ich bis jetzt investiert habe, aber auch die Erfahrungen und glücklichen Momente sind niemals in Nummern zu fassen. Sieben Jahre beschäftige ich mich nun als aktiver Student mit dem Weg, den ich beschreiten muss, um mein Ziel zu erreichen. Und kurz vor der Ziellinie wird mir jegliche Möglichkeit genommen, überhaupt den nächsten Schritt zu gehen.

Seit einem Jahr versuche ich mich nun jeden Tag von Neuem zu motivieren, an mir zu arbeiten und mein Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Seit einem Jahr stehe ich im täglichen Kampf mit mir selber, ob es wirklich das Richtige ist, weiter an diesen Gedanken festzuhalten und nicht aufzuhören, daran zu glauben, dass ich es schaffe. Denn ohne diesen Glauben ist es unmöglich – noch nicht einmal, wenn man wieder die Möglichkeit dazu hat.

Ich stehe zum Glück nicht in der Position, für ein ganzes Land Entscheidungen treffen zu müssen und ich möchte nicht alles kritisieren, was entschieden wurde. Dennoch verstehe ich nicht, wieso man es immer noch nicht geschafft hat, Menschen eine Perspektive zu geben. Ich bin einverstanden mit Lockdown, Impfungen und Hygienemaßnahmen. Ich bin aber nicht damit einverstanden, immer weiter im Regen stehengelassen zu werden, unter einem Himmel, der sich nicht mal überlegt, wieder aufzuklären.

Jacob, 25, Hornist

Musiker*in sein, eine Luxusentscheidung?

Immer, wenn ich zu meiner Situation in der Pandemie gefragt werde, ist es mein erster Impuls zu sagen: Eigentlich habe ich Glück.

In erster Linie, weil es mir finanziell recht gut geht, da ich ein halbes Jahr vor Beginn der Pandemie sehr seltene Festanstellungen an zwei staatlichen Musikschulen „ergattern“ konnte. Dafür bin ich dankbar, denn überhaupt fest angestellt zu sein, ist im Musikschul-Kontext eine absolute Seltenheit. Außerdem unterrichte ich sehr gern und empfinde auch diesen Beruf als Teil meiner Berufung als Musiker. Im Vergleich zu vielen Kolleg*innen habe ich nur aus diesem Grund keinerlei Existenzängste haben müssen. Auch wenn ein

erheblicher Teil meiner Einnahmen normalerweise aus der Konzerttätigkeit stammt, waren so zumindest grundsätzliche Lebenshaltungskosten und ein gewisser, kleiner Lebensluxus durch das feste Einkommen garantiert. Hinzu kommt, dass viele Musiker*innen und Veranstalter*innen in meinem Umfeld kreativ mit der Pandemie umgegangen sind, indem sie Tonaufnahmen umgesetzt haben oder neue Konzertreihen organisiert haben, die pandemiegerecht durchgeführt werden konnten.

Auch diesbezüglich hatte ich wohl einfach Glück in einer Stadt zu leben, in der ich nun schon einige Jahre arbeite und mich als Musiker auf eine gewisse Weise etablieren konnte, sodass ich ein paar, wenn auch im Vergleich zu 2019 wenige, wunderbare musikalische Erlebnisse machen durfte.

Dennoch bin ich nicht ausschließlich glücklich und an manchen Tagen besorgt und sogar wütend. Es fällt mir gar nicht leicht, dies so deutlich zu formulieren, da ich in der Regel versuche, mir selbst und anderen in meinem Umfeld Hoffnung zu machen und daher diesen Emotionen selten einen großen Raum gebe.

Es macht mir große Sorgen zu beobachten, dass viele Musiker*innen ihren Job an den Nagel hängen müssen, da sie von ihrer Berufung nicht mehr leben können. Und das, obwohl sie zuvor erfolgreich waren – damit meine ich persönlich, dass sie sich als wertvoller und geschätzter Teil einer kulturellen Szene etabliert haben, während sie damit genügend Einkünfte hatten, um zufrieden zu sein und finanziell auf sicheren Beinen zu stehen.

Insbesondere abseits des sogenannten Mainstreams gibt es diverse Künstler*innen, die viele andere Menschen berühren und die Diversität unserer Gesellschaft prägen. Jede einzelne Stimme die erlischt, jeder Club der schließen muss reißt eine tiefe Wunde in das kulturelle Gesicht unserer Gesellschaft.

Ich fühle mich, um die Worte meiner Frau auszuleihen, als wäre es mittlerweile einzig und alleine eine Luxusentscheidung, dass ich weiterhin als Musiker existieren und auf eine Zeit nach der Pandemie hoffen kann, in der ich erneut regelmäßig mit meiner Musik Menschen berühren darf – auch abseits des Mainstream.

Das ist ein Luxus, der für viele andere nicht gegeben ist und es macht mich sehr traurig darüber nachzudenken, was dieser Fakt über den Wert der Kultur in unserer Gesellschaft aussagt.

Vincent, 27, Saxophonist